

Es bleibt ein Gefühl

Schauspieler Dimitri Stapfer und Künstler Benjamin Burger wagen mit «Das Maddock Manifest» einen bildstarken Experimentalfilm über radikale Kunst. Zu sehen ist das rätselhafte Debüt an den Solothurner Filmtagen.

«Das Maddock Manifest» ist eine filmische Adaption Ihres gleichnamigen Solo-Stücks, Benjamin Burger. Dafür liessen Sie sich vom amerikanischen Künstler Hermann Maddock inspirieren, der 1998 in einem performativen Akt Suizid beging.

Benjamin Burger: Das Stück beginnt beim Suizid von Kurt Cobain und geht über Hermann Maddock zu mir. Darin gehe ich der Frage nach, ob Kunst noch unabhängig vom kapitalistischen System sein kann. Die Antwort für mich ist Nein. Daraus ergibt sich dann die Frage, ob Kunst überhaupt noch radikal sein kann, wenn sie sich immer auch gleich verkaufen muss. Es geht um die Sehnsucht danach, etwas zu finden, das noch radikal ist. Maddock hinterliess bei seinem Tod ein Manifest, welches von sich die ultimative Radikalität behauptet. Es heisst, es sei so überzeugend, dass alle, die es lesen, sich als Widerstandsakt auslöschen wollen. Wie Maddock selbst es tat.

Zum Film

«Das Maddock Manifest» zeigt Bens geheimnisvolle Odyssee, beginnend im leeren Theater, wo er Gedanken spinnt. Er begegnet dabei einem Fisch, den er mit auf die Bühne vor leere Ränge nimmt und erhält auf dem tastenlosen Telefon Anrufe von Enigma, die ihn mit computergenerierter Stimme befragt. Vom Theater geht die nebulöse Reise in die schneebedeckte Natur weiter, wo er einer kuriosen Figur mit Hundemaske begegnet, immer auf der Suche nach der weltverändernden Kunst.

Wie viel vom Stück ist nun im Film noch drin?

BB: Das Stück ist sehr dokumentarisch über Maddock. Das haben wir aus pragmatischen Gründen aus dem Film gestrichen. Was geblieben ist, ist ein bestimmtes Gefühl, das sich im Vergleich zum Bühnenstück im Film nochmals verstärkt hat.

Dimitri Stapfer: Wir haben besonders die Figur von Ben aus dem Stück genommen. Sie will die Welt, in der sie lebt, entschlüsseln und versucht, das eigene Sein zu erklären. Im Filmkontext konnte sich seine Figur nochmals neu entfalten.

«Das Maddock Manifest» ist für den einen Regie-, für den anderen Filmdebüt. Wie hat dies die Entstehung des Films beeinflusst?

BB: Für mich war mein Debüt als Filmschauspieler nur so möglich. Ich habe Dimitri bewusst gefragt, ob er die Regie machen will. Ich habe Bühnenerfahrung und stand auch schon vor der Kamera. Aber in einem Spielfilm zu spielen, der auf meinem Stück beruht, das war für mich ein grosser Schritt. Da muss ich loslassen können. Dimitri konnte ich vertrauen, denn ich wusste,

er würde mir keine Anweisungen geben, die er nicht selbst als Schauspieler erhalten möchte.

DS: Für mich war dieses Vertrauen ein unglaublich schönes Geschenk. Ich habe zuvor schon mit dem Gedanken gespielt, Regie zu führen, was ich fürs Theater auch schon tat, aber nie für einen Film. Davor hatte ich immer einen Riesenrespekt. Wir teilten eine Vision und haben daraus eine gemeinsame Handschrift entwickelt.

Der erste Teil des Films findet in einem leeren Theater statt, der zweite draussen im Schnee.

DS: Das war so nicht geplant. Im ersten Lockdown begaben wir uns für den Dreh zu sechst ins leere Theater in Quarantäne. Von der Tonmeisterin bis zum Kameramann konnten alle ihre Ideen einfliessen lassen, was täglich neue Improvisation forderte. Nach zehn Drehtagen hatten wir 14 Stunden Filmmaterial. Der Editor Wolfgang Weigl machte den Schnitt. Er rief uns an und sagte, dass er entweder alles zu einem Kurzfilm schneiden würde oder wir ihm nochmals 25 Minuten Filmmaterial liefern müssten, damit ein Spielfilm daraus wird.

BB: Zuerst waren wir perplex: Wie sollten wir das hinkriegen? Doch dann kam der zweite Lockdown und die Crew hatte wieder Zeit. Wir gingen ins Tessin und drehten dort im Freien den zweiten Teil. Dann fiel entgegen jeder Prognose dieser Jahrhundertschnee.



Filmduo Burger und Stapfer.

Wir entschieden, trotzdem weiterzudrehen. Nun spielt der zweite Teil eben in der Schneelandschaft.

DS: Die dortige Postbotin, mit der wir uns anfreundeten, zeigte uns fantastische Locations für den Dreh.

Thematisiert der Film eigentlich auch die Pandemie?

BB: Wir haben bewusst das Wort «Virus» oder «Pandemie» vermieden. Die Frage, ob eine Idee so parasitär sein kann, dass sie sich in den Köpfen festsetzt und unser Handeln steuern kann, das wird hier thematisiert. Das war bereits im Bühnenstück so, also vor der Pandemie. Aber natürlich gibt es da Parallelen.

DS: Durch diese rätselhafte, metaphysische Suche der Figur wird jede*r Zuschauer*in den Film anders interpretieren. Das passiert auch mir. Jedes Mal, wenn ich den Film sehe, verknüpfe ich andere Zusammenhänge und entschlüsse die Geschichte von neuem.

Interview: Vittoria Burgunder

• **Solothurner Filmtage: Diverse Kinos, Solothurn. Bis Mi., 26.1.**

• **«Das Maddock Manifest»: Kino Canva, Solothurn. Fr., 21.1., 18 Uhr und So., 23.1., 17.45 Uhr**

• **www.solothurnerfilmtage.ch**
• **Kino Rex, Bern. Fr., 28.1., 20.30 Uhr und weitere Spielzeiten**
• **Anschliessende Podiumsdiskussion in Anwesenheit von Dimitri Stapfer und Benjamin Burger: Fr., 28.1., und 6.2.**
• **www.rexbern.ch**



Die Crew wurde von Schnee überrascht. Nun sucht Ben in der weissen Natur.

Der Atem der Musik

Beseelt von Luft in Schwingung: Die Akkordeonistin Viviane Chassot und der Zither-Spieler Martin Mallaun kreieren als Duo ihre ganz eigenen Arrangements. Die pionierhaft-verspielten Stücke sind auf dem Album «Objets Trouvés» zu entdecken.

Ziehen und Stossen. Luft geht rein, Luft kommt raus. «Die Balg-Bewegung eines Akkordeons ist wie die Atmung eines Lebewesens», sagt die Schweizer Akkordeonistin Viviane Chassot. Sie liebt denn auch ihr Instrument nicht nur wegen seines einzigartigen Klangs und der unzähligen Einsatz- und Gestaltungsmöglichkeiten, sondern auch wegen «der Körperlichkeit»: «Indem ich den Korpus beim Spielen buchstab-

lich umarme, entsteht eine enge Verbindung, ja fast eine Verschmelzung.»

Wer von Viviane Chassot jedoch volkstümliche Ländlermusik erwartet, liegt falsch. Schon seit Beginn ihrer Beziehung zum Akkordeon – das heisst, ab 12 Jahren – zog es sie in die Welt der klassischen Musik. Heute pendelt sie leichtfüssig zwischen den Genres Klassik, Jazz und zeitgenössische Musik. Und hat Erfolg.

2013 traf sie auf einen Gleichgesinnten: den österreichischen Zither-Spieler Martin Mallaun, auch er ein Exot, der mit seinem Instrument auch in denselben Stilrichtungen unterwegs ist. Da es jedoch kaum originales Repertoire für Akkordeon-Zither-Duo gibt, suchten sie in der europäischen Musikgeschichte nach adaptierbaren Kompositionen. «Das Arrangieren ist eine aufwändige Arbeit; da gibt es kein vorgeschriebenes Rezept», sagt Chassot. Monatelang hätten sie «experimentiert, getüftelt und geköchelt», bis die Klänge, die Stücke und das Programm «in sich stimmig» waren.

Archaisch, energetisch, rockig

Wie das tönt, kann man sich auf ihrer 2016 veröffentlichten CD «Objets Trouvés» anhören. Den Rahmen bilden Arrangements der Klavierkompositionen «Musica ricercata» von György Ligeti – «archaische, energetische und zuweilen fast rockige Stücke», wie Chassot sagt. Dazwischen

gibt es kontrastvolle Exkurse ins Elisabethanische Zeitalter (John Dowland), in den französischen Barock (François Couperin) oder in die Neue Musik des 20. Jahrhunderts (John Cage). Und mit Tangos des argentinischen Komponisten Astor Piazzolla – Bravour-Stücken fürs Akkordeon – verleiht das Duo der Aufnahme eine jazzige Note.

Stephan Ruch

Album «Objets Trouvés» im Handel erhältlich oder direkt via:
www.viviane-chassot.ch
www.martinmallaun.com

Konzert abgesagt

Das Duo Chassot/Mallaun hätte im Rahmen der Club-Konzerte der Migros-Kulturprozent-Classics am Sa., 22.1., im Yehudi Menuhin Forum Bern Auszüge aus seiner CD «Objets Trouvés» gespielt. Die Tournee wurde kurzfristig verschoben. Das Konzert wird voraussichtlich im Mai nachgeholt, allerdings mit Viviane Chassot als Solokünstlerin.

www.club-konzerte.ch



Martin Callaun und Viviane Chassot arrangieren leichtfüssig und lustvoll.



Off the Record

Kolumne von Till Könneker

Mich interessiert die Zukunft mehr als die Vergangenheit, das Potenzial mehr als die Versäumnisse von gestern. Doch das, was war, zeigt immer auch, was heute möglich wäre. So blicke ich zum Beispiel auf die ausklingenden 60er-Jahre, als Harald Szeeman gross und wild dachte, als Bern ein Kunstlabor von internationaler Bedeutung war. Christo & Jeanne-Claude verpackten die Kunsthalle, Beuys bespielte sie, Lischetti betrieb das «Laboratorium für angewandte Umweltgestaltung».

Wo stehen wir heute als Kunststadt? Fehlt es uns an Selbstbewusstsein? War die Szene offener? Vielleicht waren es ja gerade die vielen Missstände, welche die Kunst damals so dringlich machten. Ich glaube, es sind immer auch die Impulse von aussen, die lokale Kunst beleben.

«Auch wenn der Finger, den sie auf empfindliche Wunden legt, manchmal schmerzt, vermag Kunst auch zu heilen.»

Mich interessiert das, was werden könnte, was Kunst in Bezug auf die Lebensqualität in einer Stadt leisten kann, wenn sie auf fruchtbaren Boden fällt. So entstand die Idee, das Amt für Ermöglichung zu gründen, denn wir müssen zuerst die Bedingungen für Kunst und Kultur verbessern, bevor wir immer neue Projekte entwickeln. Also Raum schaffen, Austausch fördern und unbürokratische Unterstützung bieten.

Kulturelle Bildung ist für eine Gesellschaft essenziell. Es ist wichtig, dass wir uns selbst, aber auch die Stadt, in der wir leben, immer neu wahrnehmen und hinterfragen. Auch wenn der Finger, den sie auf empfindliche Wunden legt, manchmal schmerzt, vermag Kunst auch zu heilen. Hier hat Bern die Gelegenheit, die Probleme und Herausforderungen der Stadt auch in Zusammenarbeit mit Kunstschaaffenden anzugehen. Ihr ungewohnter Blick kann helfen, Orte zu verändern, Neues zu planen und vergangene Missstände zumindest in einen verständlichen Kontext zu bringen. Kunst hat schon immer Orte belebt und verändert, meist autonom, selten auf Augenhöhe und mit angemessener Unterstützung. Allzu oft führte dieser Prozess zu Gentrifizierung und damit zu sozialem und kulturellem Ungleichgewicht.

Wie also erreichen wir eine neue Struktur des Dialogs? Es fängt wohl damit an, Kunstschaaffende und ihr Tun nicht als Bittsteller und Nutzniesser öffentlicher Gelder zu sehen, sondern als entscheidend für gesellschaftliche Bildung, als Chance für eine zukunfts-fähige und selbstbewusste Stadt.

Till Könneker realisiert Ideen, Konzepte, Kunst und Kulturprojekte. Er gründete den Hauptsitz im PROGR, erfand das Kultur Blind Date und die Too Late Show, 2021 rief er das Amt für Ermöglichung ins Leben, das unbürokratisch Kunst fördert. Off-the-record schreibt er über das Potenzial von Bern und darüber hinaus.

Illu: Olivia von Wattenwyl, Blackyard